

Ruth Hogan

Vielleicht tanzen wir morgen

Ruth Hogan

Vielleicht tanzen
wir morgen

Roman

Aus dem Englischen
von Marion Balkenhol

List

Die Originalausgabe erschien 2018
unter dem Titel »The Wisdom of Sally Red Shoes«
bei Two Roads, einem Imprint von John Murray Press, Hachette UK,
London.



List ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN: 978-3-471-35170-3

© 2018 Tilbury Bean Books Ltd
© der deutschsprachigen Ausgabe
2018 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus Quadrat Pro
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

Für Duke Roaring Water Bay.
Meinen Segen hast du.

Der eine hat uns für immer verlassen – für immer, auf Nimmerwiedersehen ... Wir sind allein zurückgeblieben ... Wir müssen leben, leben ...

Anton Tschechow, *Drei Schwestern*

Etikette könnte man als die Technik der Kunst des Zusammenlebens definieren. Aus so unterschiedlichen wie guten Gründen sind bestimmte Traditionen überliefert worden, wie in jeder anderen Kunst, Wissenschaft oder in jedem anderen Lebensbereich auch, und nur wer sehr unbedacht durchs Leben geht, schenkt diesem Regelwerk, das uns in unserem Umgang miteinander anleitet, keinerlei Beachtung.

Lady Troubridge, *The Book of Etiquette*

Die alte Frau füllt ihre Lunge mit der frischen Herbstluft, breitet die Arme aus und stößt ein perfektes hohes C aus.

Die Note erhebt sich rein und klar über die Grabsteine, die sich auf dem Hang vor ihr verteilen. Niemand ist da, der die erstaunliche Kraft und die perfekte Tonlage ihrer Stimme hört, außer den Krähen, die auf den vereinzelt Kiefern ringsum hocken, und einem Eichhörnchen, das Eicheln aus seinem Versteck neben einem schiefen Steinkreuz scharrt.

Die Frau steckt die Hände in die Taschen ihres abgetragenen Tweedmantels und erinnert sich lächelnd an ein scharlachrotes Seidenkleid, das sie in einem anderen Leben trug, vor vielen Jahren. Es hatte fast denselben Farbton wie die abgenutzten roten Schuhe, die sie jetzt anhat. Unter den Furchen und Runzeln in ihrem verwitterten Gesicht sind noch Spuren außergewöhnlicher Schönheit erkennbar, und ihre Augen funkeln voller Neugier, während sie die Szene vor sich betrachtet. Sie setzt zu einem langsamen Abstieg an, geht im Zickzack durch das mit Reif überzogene Gras zwischen den Gräbern. Das Eichhörnchen richtet sich kerzengerade auf, zuckt alarmiert mit dem Schwanz, als sie näher kommt, will aber seine Nussvorräte nicht aufgeben.

Während die Frau sich dem Pfad am Fuß des Hügels nähert, stößt sie auf eine einzelne zerrupfte Rose am Boden, auf deren

rosa Blütenblätter sich Reif gelegt hat. Sie hebt sie auf, betrachtet sie eingehend und bewundert ihre fragile Schönheit, bevor sie die Blüte vorsichtig auf einen Grabstein in der Nähe legt. Das Leben ist voller kleiner Freuden, wenn man weiß, wo man nach ihnen suchen muss; die hellen Augen der Frau halten ständig danach Ausschau und finden sie, selbst in finsternen Zeiten.

Eine schwarze Gestalt fällt vom Himmel und landet neben ihr, schüttelt die Federn und krächzt laut. Eine weitere Krähe gesellt sich zu ihr, dann noch eine und noch eine. Es werden immer mehr, während sie ihr durch das rostige schmiedeeiserne Tor in den Park folgen, manche hüpfen hinter und neben ihr, andere schwirren um ihren Kopf. Der Park ist fast leer, bis auf ein paar Hundehalter und eine Handvoll Kinder, die den Heimweg von der Schule abkürzen. Sie zieht eine Papiertüte aus ihrer Manteltasche und fängt an, den Inhalt zu verstreuen.

Während die Krähen ihr täglich Brot aufpicken und verschlingen, schaut die Frau staunend zum Himmel auf, an dem sich ein Sonnenuntergang ankündigt und die dunklen Wolken mit einem kupferfarbenen Lichtschein umgibt.

Kleine Freuden.

1 Mascha

Vor ein paar Jahren ...

Heute beträgt die Temperatur im Becken 6,3 Grad; etwas wärmer als eine Leichenhalle, aber ich bin ja auch noch nicht ganz tot.

Dicht über der blauen Wasserplatte hängt Nebel wie Trockeneis über einer erleuchteten Tanzfläche, doch tief unter der hell schimmernden Oberfläche wird dies mein letzter Tanz sein. Ein Totentanz. Die bittere Kälte beruhigt mich wie der Eisbeutel einen intensiven Schmerz. Sie lullt mich in den Schlaf. Instinktiv fordert mich mein Körper auf zu kämpfen, um am Leben zu bleiben, und ich spüre, wie meine Lunge brennt und nach Luft schreit.

Aber in meinem Kopf bleibt es still, wie bei David Bowies Major Tom.

Es heißt, kurz bevor man stirbt, laufe blitzartig das ganze Leben vor einem ab, aber meines besteht nur aus einem einzigen Bruchstück. Der Augenblick, in dem ich wach wurde und er weg war. Das sind die letzten Momente, in denen mein Körper und meine Seele noch in der brüchigen Alchemie vereint sind, die wir »Leben« nennen. Aber mein Geist ist von unerträglichem Kum-

mer erschöpft, weshalb meine Seele vom Fleisch und von den Knochen Abschied nimmt, die einst ihr Zuhause waren.

Es ist so eine Erleichterung, einfach loszulassen.

2 Alice

Vor ein paar Jahren ...

Der satte, süße Duft nach Karamell und Obst erfüllte die Küche, als Alice die Ofentür öffnete und vorsichtig das heiße Backblech herausholte. Gestürzter Ananaskuchen. Den mochte Mattie am liebsten. Alice schaute auf die Uhr an der Wand. Bald würde er zu Hause sein und umkommen vor Hunger, wie immer nach einem Nachmittag im Schwimmbad. Heute wollte Mattie die Bronzeprüfung ablegen, was alle möglichen Fertigkeiten voraussetzte, unter anderem Grundkenntnisse in Rettungsschwimmen. Alice hegte keinen Zweifel daran, dass er mit Leichtigkeit bestehen würde. Seit frühester Kindheit war er furchtlos ins Wasser gegangen und konnte schon schwimmen, bevor er in die Schule kam.

Alice kippte ein paar Kartoffeln ins Spülbecken, um sie für ihren Shepherd's Pie am Abend zu schälen – auch ein Lieblingsgericht von Mattie. Heute wollte sie ihn verwöhnen, nicht nur wegen der Schwimmprüfung, sondern weil sie ihren Sohn über alle Maßen liebte und stets befürchtete, es ihm nicht genug zu zeigen. Nach der Schule auf ihn zu warten war für sie der Höhepunkt des Tages. Sobald die Kartoffeln fertig waren, stellte sie

den Topf auf den Herd, holte den Kuchen vom Blech und legte ihn auf eine Platte. Erneut warf sie einen Blick auf die Uhr. Nicht mehr lange. Mit dem Handrücken wischte sie die Kondenschicht vom Küchenfenster, damit sie ihn sah, wenn er die Straße entlangkam, und schon bald tauchte seine zerzauste Gestalt auf, die Jacke trotz der Kälte offen, die Krawatte auf Halbmast, die Schnürsenkel lose. Über der einen Schulter trug er den Schulranzen, über der anderen die Sporttasche; ein breites Grinsen lag auf seinem Gesicht. Er polterte zur Hintertür herein, ließ seinen Ranzen auf einen Küchenstuhl fallen, seine Sporttasche auf den Boden und stürzte sich sofort auf den Kuchen.

»Nicht so hastig, junger Mann!«, sagte Alice und lächelte. »Wie ist es denn gelaufen?«

»Ich habe bestanden!«, erwiderte ihr Sohn und reckte die Faust, den Blick noch immer fest auf den Kuchen gerichtet.

»Wusste ich doch«, sagte Alice und fuhr ihm durch sein noch feuchtes Haar. »Und jetzt zieh dich um und bring deine nassen Schwimmsachen ins Bad. Dann kriegst du Kuchen.«

»Mensch, Mamaaaa!«, protestierte Mattie gutmütig, schnappte jedoch seine Sporttasche vom Boden und lief die Treppe hinauf. Kaum hatte Alice ein Stück Kuchen abgeschnitten, war er umgezogen und wieder in der Küche.

3 Mascha

Gegenwart

Heute beträgt die Temperatur im Becken 10,4 Grad und ein scharfer Wind kräuselt die Wasseroberfläche. Das Freibad Charlton Lido war 1931 eröffnet worden; eine Augenweide, ein Ort zum Schwelgen. Doch Mitte der Achtzigerjahre waren die Geräusche von planschenden, lachenden Kindern nur noch ein gespenstischer Widerhall. In den folgenden zwanzig Jahren zersprangen die Kacheln in dem leeren Schwimmbecken, platzten ab, und Unkraut spross hervor. Die Wände der Umkleideräume verschimmelten und die Wimpel am Beckenrand klatschten matt über den Boden wie langsam verendende Fische. Die Wiederauf-
erstehung des Lidos war ein kleines Wunder, bewirkt von einer entschlossenen Gemeinschaft gewöhnlicher, außergewöhnlicher Nachbarn, von denen einige hier als Kinder schwimmen gelernt hatten. Ich zum Beispiel bin sehr dankbar. Das Becken, in dem ich lernte, wie ein Hund zu paddeln, wobei ich mich an ein rechteckiges, dreckiges Stück Styropor klammerte und einen schlabberigen Nylonbadeanzug trug, befand sich in einem düsteren Betonkasten, in dem die warme Luft nach Chlor stank und

die Gefahr von drohenden Warzen auf jeder Oberfläche lauerte. Das Charlton bei Sonnenaufgang ist eine himmlische Schönheit. Aber es ist auch meine Buße.

Jede Woche komme ich hierher, um zu ertrinken. Fast.

Ich bin Expertin im Ertrinken und habe mich intensiv damit beschäftigt. Ich habe detaillierte Kenntnisse über Francesco Pias Arbeit. Francesco ist ein charmanter älterer Herr mit silbergrauem Haar, zwei Mastertiteln und einnehmendem Lächeln. Er war über zwanzig Jahre lang Rettungsschwimmer und ist ein weltweit anerkannter Experte, eine Legende in seinem Fach. Ertrinken. Sein Spezialgebiet ist Ertrinken. Ich kann seine »Instinktive Reaktion auf das Ertrinken« wortwörtlich zitieren. Es gehört zu meinen YouTube-Favoriten.

Heute glitzert Reif auf dem Boden und das Wasser wird gnadenlos kalt sein, aber wie gewöhnlich empfängt es mich wie die Umarmung einer Sirene und lockt mich immer weiter in die Tiefe. Anfangs habe ich meinen Kopf einfach in der Wanne unter Wasser gehalten. Aber das reichte nicht. Mein Badezimmer ist zu gemütlich, um ernsthaft gegen den Tod anzutreten. Im Lido schwimme ich unter Wasser zu der Treppe am tiefen Ende, dann halte ich mich am Geländer fest, bis meine Lunge implodiert und ich ertrinke. Fast. Japanische Perlentaucher können auf ihrer Schatzsuche bis zu sieben Minuten den Atem anhalten, aber im Durchschnitt schafft es ein Mensch nur bis zu dreißig, vierzig Sekunden. Meine persönliche Bestzeit bisher sind knapp zwei Minuten. Das ist eigenhändiges Waterboarding.

Habe ich meine Bahn gezogen (denn ich muss tatsächlich auch ein bisschen schwimmen, sonst sieht es womöglich komisch aus), gehe ich nach Hause in eine komfortable edwardianische Villa aus dem späten 19. Jahrhundert mit hohen Decken und ebenso hohen Heizkosten – ein großzügiges Erbe von meiner Großmutter mütterlicherseits an ihre einzige Enkelin. Mein Wolfshund Haizum begrüßt mich stürmisch. Er ist ein haariges Etwas mit langen Beinen, den Augen eines Engels und dem Atem

eines Kobolds. Er ist auch der Grund, warum ich lebe. Er hat Appetit auf alles, was ekelhaft und nicht genießbar ist, er hat bereits den Inhalt des Komposteimers, Vogelkot, ganze Knoblauchzehen, ein Stück Seife, einen toten Frosch und ein Paar Gummihandschuhe verzehrt. Ich habe Unsummen für den Tierarzt ausgegeben.

Nachdem ich meinen Lunch, bestehend aus Essig-und-Salz-Chips-Sandwiches, mit Haizum geteilt habe, setze ich mich an meinen Schreibtisch und gebe vor zu arbeiten. Zum Glück erlaubt mir mein Job, zu Hause zu arbeiten, wenn ich keine Termine mit Patienten habe, die ich außerhalb treffen kann, damit ich sie nicht bei mir daheim empfangen muss. Das fehlte noch! Schmollend lässt sich Haizum auf sein Lager sinken, enttäuscht darüber, dass der Spaziergang nicht als Nächstes auf der Agenda steht. Ich lese ein paar Mails durch, suche nach dem Wort des Tages auf meiner bevorzugten Wörterbuch-Webseite (»verlottert« – auch *verludert*, *verwildert*, *verwahrlost*) und wechsele unweigerlich zu YouTube. Womit um alles in der Welt haben wir unsere Zeit vor dem Internet bloß verschwendet? Ich halte noch ungefähr eine Stunde durch, dann gebe ich auf. Normalerweise beschwichtigt ein Besuch im Charlton meine inneren Dämonen eine Zeitlang. Heute nicht.

Als er hört, dass ich seine Leine vom Haken nehme, fährt Leben in Haizum; ein Wirbel aus Gliedern und Haaren rutscht gefährlich über die Küchenfliesen. Zum Friedhof ist es nur ein kurzer Weg durch den Park, und die kalte, stechende Luft, noch immer durchdrungen von den herbstlichen Erdfarben, ist berauschend. Wenn das Schwimmbecken mein Ort der Buße ist, dann ist das hier mein Allerheiligstes, und heute ist es märchenhaft. Ein ausgezeichnetes Beispiel für einen viktorianischen Gartenfriedhof, und die Viktorianer haben sich so gut auf den Tod verstanden. Hoch aufragende Bäume stehen Wache über Reihen imposanter Grabsteine und anmutiger Skulpturen. Am besten gefallen mir die Engel, und von denen gibt es hier eine Menge. Manche, auf

Kindergräbern, sind klein mit ungefederten Flügeln, die Hände sanft gefaltet. Andere bewachen jene, die unter ihren Füßen liegen, stumm und mit gesenktem Blick; wieder andere strecken die Arme zum Himmel und breiten ihre Flügel aus, bereit zum Abflug.

Einer jedoch ist etwas ganz Besonderes. Die Erhabenheit jeder einzelnen Kurve und Rundung dieser glänzenden Marmorfigur fasziniert mich ebenso wie ihr Ausdruck innerer Ruhe. Es ist die Cate Blanchett unter den Engeln. Sie kniet auf einem Grab im ältesten Teil des Friedhofs, ganz nah an der Kapelle. Und sollte sie je beschließen, ihre prächtigen Flügel auszubreiten, dann wird sie sich – davon bin ich überzeugt – auf eleganteste Weise in den Himmel emporschwingen.

Ich hoffe, dass es den Himmel gibt. Denn wenn der Mensch, den man am meisten liebt, schon tot ist, dann ist das der Ort, an dem man einander vielleicht wiederbegegnet. Wenn aber der Himmel nur Wunschdenken oder ein urbaner Mythos ist, dann ist die Hoffnung darauf für immer verloren.

»Wenn es ihn gibt, werde ich jemals dorthin kommen?«

Ich weiß, der Engel kann mir nicht antworten, aber ich finde immer ein wenig Trost beim Betrachten seines außergewöhnlichen Gesichts. Ich gehöre eigentlich keiner bestimmten Religion an. Ich schließe mich nirgendwo an; bin eher eine Solistin. Bei dem Gedanken, völlig Fremde könnten mich umarmen und mir sagen, sie liebten mich ebenso wie Gott, möchte ich die Flucht ergreifen. Woher wollen sie das wissen? Vielleicht liebt er mich nicht. Ich fühlte mich schon gesegnet, wenn man ihn überreden könnte, meine gelegentliche Blasphemie, meine pathologische Intoleranz gegenüber Feiglingen und schlechten Fahrern, die Tatsache, dass ich mit dreizehn den Kommunionunterricht geschwänzt habe, aufzuwiegen gegen meine Tierliebe und meine ziemlich beharrlichen – wenn auch nicht immer erfolgreichen – Versuche, ein einigermaßen anständiger Mensch zu sein. Das ist doch bestimmt wichtiger, als irgendwelche beliebigen religiösen Gesetze zu befolgen?

»Was meinst du?«

Der Engel wirkt auf mich nicht wie eine Krämerseele. Ich nehme sein Schweigen als Zustimmung. Und auch wenn ich nicht dazu neige, mich irgendwo anzuschließen, gibt es doch viele, die es gern würden, aber nicht aufgenommen werden. Ich halte mich eher für eine Freidenkerin. Ich mag Engel, daher betrachte ich eine Religion wohlwollender, wenn sie das Element Engel beinhaltet. Wenn sie dann noch überflüssiges Umarmen ablehnt, umso besser.

Der Boden ist mit feuchten Blättern bedeckt, die inzwischen faulen und ihre leuchtenden Herbstfarben an den winterlichen Matsch aus Grau und Braun verloren haben. Haizum stöbert mit der Schnauze in den Blättern herum, nimmt gierig den Geruch von Igel, Füchsen und Gott weiß was auf. Ich rieche nur frisch umgegrabene Erde und Verwesung. Eine einsame Krähe hält Wache auf einem Grabstein mit Ankerkreuz und beobachtet unser Voranschreiten nervös und misstrauisch. Sie protestiert krächzend, als wir zu nahe kommen, bevor sie die schwarzen Schwingen ausbreitet und sich in eine der dunklen, hoch aufragenden Kiefern emporschwingt. Zwei Eichhörnchen huschen an der rauen Rinde des dicken Baumstamms auf und ab wie zwei ausgelassene Kinder, die Fangen spielen, und Haizum beobachtet sie aufmerksam, enttäuscht, dass sie außer Reichweite sind. Langsam nimmt das goldene Licht des Nachmittags ab, und mir steigt der Rauch eines Lagerfeuers in die Nase. Schon bald wird sich Schatten auf meine Engel legen.

Aber mein Grab wird kein Engel zieren. Niemand wird zu meiner Beerdigung kommen, bis auf die Bestatter und den Pastor. Es wird keine Blumen geben, keine Kirchenlieder, keine auf die Tränendrüsen drückende Musik. Eigentlich überhaupt keine Tränen. Denn es wird keine Trauernden geben. Das Pflegeheim – oder *Happy Endings*, wie ich es nenne –, in dem ich mein Alter verbringen und in schlecht sitzenden Kleidern und Schuhen auf den Tod warten werde, nach billigem Rosentalkumpuder rie-

chend und verschmierten Lippenstift an den Zähnen, wird sehr froh sein, mich loszuwerden. Der Pastor, zweifelsohne klein und dürr, mit fliehendem Kinn und einem beigefarbenen Herrenslip unter seinen Gewändern (oder, in Zeiten frischgebackener ökumenischer Gleichstellung, verwaschenem grauen Schlüpfer und einem BH, so verführerisch wie ein Zahnarztstuhl), wird meinen Sarg wahrscheinlich mit den gelispelten Worten »Ab durch die Mitte!« dem Feuer übergeben.

Wenn ich Glück habe, bekomme ich ein Gebet.

Natürlich ist das nicht meine Wunschbestattung. Ich würde mir einen gläsernen Leichenwagen aussuchen, gezogen von zwei prachtvollen schwarzen Pferden, und »Casta Diva« aus Bellinis *Norma* abspielen lassen, während mein Sarg in eine prunkvolle gotische Kirche getragen wird. Ich bin versucht, ein *Jean Paul Gaultier*-Model im Matrosenanzug einzubestellen. Der Pastor wäre groß, dunkel und charismatisch; heilig genug, um im Sinne Gottes, und fromm genug, um in meinem zu handeln. Die Gemeinde wäre elegant gekleidet, ihre Trauer offensichtlich, aber würdevoll. Mein Sarg würde zu den Klängen von »*La Vie en Rose*« durch purpurrote Samtvorhänge gleiten, und natürlich wäre mein geliebter Junge dort, um mich zu verabschieden.

Träum weiter.

Bis wir den Friedhof verlassen, hat das Tageslicht abgenommen und eine dämmerige Schattenwelt hinterlassen. Der Park gleicht einer Illustration von Arthur Rackham mit großen schwarzen Bäumen, die ihre spindeldürren Gliedmaßen in einen blutunterlaufenen Himmel strecken. Der Musikpavillon ist eine bedrohliche Silhouette vor den orangefarbenen und blutrot gesprenkelten Wolken, die die volle Pracht des spätherbstlichen Sonnenuntergangs verdecken werden. Wir überqueren die matschige Wiese, die inzwischen gefroren ist. Haizum springt in alle Richtungen auf der Jagd nach unsichtbaren kleinen Geschöpfen und ekelhaften Gerüchen, während ich zielstrebig ausschreite, um nicht wie leichte Beute auf einen Straßenräuber zu wirken,

der auf Handys aus ist. Als wir uns dem Weg nähern, kann ich die kleine, verlotterte Gestalt der alten Frau sehen, die Krähen füttert. Sie bringt den lärmenden schwarzen Vögeln jeden Nachmittag einen Beutel voll Brot mit in den Park, der an den Friedhof grenzt. Sie schießen aus den Baumkronen herab, drängeln sich auf der Wiese und warten darauf, dass das Brot verteilt wird. Die Vögel sehen aus wie eine Bande mürrischer Teenager, die an einer Straßenecke abhängen. Die Frau ist in einen geflickten Tweedmantel gehüllt, der ein paar Nummern zu groß ist, trägt eine rote Bommelmütze, rote *Mary Jane*-Schuhe und braune Socken. Meine Großmutter sagte immer: »Rote Mütze, kein Schlüpfer!« Im Stillen taufe ich die Frau »Sally mit den roten Schuhen«, habe aber keine Ahnung, wie sie wirklich heißt und ob sie Unterwäsche trägt oder nicht.

»Hallo«, rufe ich ihr zu, als wir den Pfad erreichen. »Heute Abend wird's ganz schön kalt.«

»Verpiss dich«, erwidert sie lächelnd. »Die verdammten Nachtigallen fressen mein ganzes Brot.«

Ihr Vokabular straft ihr Auftreten Lügen. Sie benimmt sich ausgesprochen freundlich, und sie spricht ihre Kraftausdrücke gepflegt aus. Deren eigentliche Bedeutung ist Nebensache. »Verpiss dich« ist ihre Version von »Guten Abend«. Es ist, als wäre das Wörterbuch in ihrem Gehirn durcheinandergeraten und alle Wörter wären den falschen Bedeutungen zugeordnet worden. Sie hat Phasen der Klarheit, dann drückt sie sich konventioneller aus, was jetzt gerade nicht der Fall ist. Vielleicht ist es einfach nur die Umkehrung des Prozesses, den wir durchlaufen, wenn wir sehr jung sind – neue Wörter zu lernen und sie mit ihren Bedeutungen zu verbinden, wie bei dem Kartenspiel, bei dem man alle Karten verdeckt auslegt und abwechselnd zwei Karten aufdeckt, bis man ein passendes Paar findet. Als Kind war ich immer darauf bedacht, ein interessantes Wort für mich zu behalten, bis ich es seiner Bedeutung zuordnen konnte. Ich behielt »Scheiße« für mich, bis ich es eines Tages, als ich etwa neun war, in eine Un-

terhaltung einfließen ließ, die ich mit meiner Mum führte. Sie hat mir die exakte Bedeutung nicht beigebracht, doch der Schlag auf mein Hinterteil gab mir eine leise Ahnung. Vielleicht driften Sallys Wort-Bedeutungs-Paare immer wieder auseinander.

Sie wirft die letzten Brotstücke ins Gras, und Haizum verschlingt ein paar, bevor ich ihn hastig an der Leine zurückziehe. Mein »Auf Wiedersehen« verliert sich im klatschenden Flügelschlag der Krähen, die sich laut krächzend um die restlichen Krumen streiten. Wir folgen unserer üblichen Strecke an der Rückseite des Bowlingrasens entlang, umrunden den Friedhof und gehen dann zurück über den Hauptweg auf den Musikpavillon zu. Durch die Dämmerung hallt der Warnruf einer Krähe, die von Haizums eifrigem Stöbern in Büschen und Unterholz aufgeschreckt wird. Ich rieche jetzt wieder Rauch, während die Leute von der Arbeit nach Hause kommen, die Lichter angehen und in den großen viktorianischen Häusern, die den Park überblicken, das Holz in den Kaminen angezündet wird.

Sobald er in die Wohnung gestürmt ist, läuft Haizum schnurstracks zu seiner Wasserschüssel, aus der er laut schlürft, und hinterlässt eine Spur Sabber und Wasser auf dem Boden der Küche, die ich betrete, nachdem ich meine Stiefel an der Haustür ausgezogen habe. Immer wenn ich von unseren Abendspaziergängen zurückkomme, nehme ich mir vor, eine Tasse Tee zu trinken.

Heute Abend schenke ich mir wie üblich ein Glas Wein ein.

4

Nur das Schaukelpferd ist noch da. Ich wartete genau ein Jahr. Dreihundertsechundsechzig Tage. Das Jahr war ein Schaltjahr. Dann räumte ich das Zimmer leer.

Vom Garten aus kann ich es oben im Fenster sehen: ein hübsches, grau geschecktes Geschöpf mit geblähten Nüstern und einem roten Sattel. Der Garten hat sich seinem spätherbstlichen Chaos ergeben. Die letzten Brombeeren sind harte schwarze Knubbel, leicht verschimmelt, und die Falläpfel nassen, klebrig und süß, unter den Bäumen – ein üppiges Festmahl für hungrige Vögel. Ein paar zähe Dahlien und Chrysanthemen blühen noch in den schäbigen Blumenbeeten, aber die letzten Rosen sind zerfleddert und ihre zarten Blütenblätter liegen auf der dunklen Erde verstreut.

Ich habe den ganzen Tag im Garten gearbeitet; Blätter aufgefegt, Bäume und Büsche beschnitten, Knollen eingesetzt und Topfpflanzen zum Überwintern ins Gewächshaus gestellt. Alles saubergemacht. Winterfest. Mein Rücken tut weh, mein Gesicht ist mit einer dünnen Schicht aus Schweiß und Dreck überzogen, meine Fingernägel sind schwarz, meine Hände von Rosendornen zerstoichen. Aber bald werde ich meine Belohnung bekommen. Das Handy in meiner Tasche brummt, ich fische es heraus und werfe einen kurzen Blick auf das Display. Dad.

»Wie heißt noch dieser verdammte Nichtsnutz, der sich Polizeipräsident nennt?«

Mein Vater hält nichts von höflicher Gesprächseröffnung am Telefon wie zum Beispiel: »Hallo, ich bin's, dein Dad.«

»Das kann ich dir aus dem Stegreif nicht sagen, aber ich kriege es heraus. Ist es dringend? Ist der Blitz in den Briefkasten eingeschlagen oder tobt eine illegale Technoparty im Bowlingpavillon?«

»Mach dich ruhig lustig, meine Kleine, aber die Grundfesten der Gesellschaft lösen sich auf, wenn ein älterer Mitbürger nicht aus seiner eigenen Einfahrt rausfahren kann, weil sie vom Brötchenpanzer irgendeiner Tussi blockiert ist, die keine fünf Meter zu Fuß gehen kann, um ihre stinkfaulen Kinder von der Schule abzuholen. Und dann, als ich sie bat, wegzufahren, sagte sie zu mir: »Verpiss dich, Alter!« Das sind Hausfriedensbruch und schwere Beleidigung, und das lasse ich nicht durchgehen.«

Mäßigung konnte man Dad nie vorwerfen. Der hohe Anspruch, den er an sein Verhalten wie auch an seine Gesinnung stellt, ist sein Maßstab für Menschlichkeit, und er missbilligt jeden, der dem nicht entspricht.

»Ich erkundige mich für dich, aber ich weiß, dass der Posten von einer Frau besetzt ist.«

»Ach du Scheiße!«

Auch hat er es nicht so mit weiblichen Polizeipräsidenten.

Nach einem sehr späten Lunch, den ich wie üblich mit Hai zum eingenommen habe, belohne ich mich mit einem Lagerfeuer. Ich weiß nicht genau, ob es wirklich erlaubt ist – wahrscheinlich verstößt es gegen irgendeine städtische Verordnung –, aber ich lasse gern den Zorn der Lagerfeuerpolizei über mich ergehen, wenn ich nur das Knacken und Knistern brennender Blätter hören, mir Gesicht und Hände an den offenen Flammen wärmen kann und der Geruch von Holzrauch in meine Kleider und Haare zieht. Im Übrigen sind Lagerfeuer zu dieser Jahreszeit üblich. Gestern war Halloween, und an diesem Wochenende

wird es eine endlose Feuerwerk-Kakophonie geben. Aber was ist nur aus dem Brauch »Penny for the guy« geworden? Als wir Kinder waren, bestand der halbe Spaß der »Bonfire Night« darin, unter Mühen den mutigen Guy Fawkes selbst nachzubilden – dessen Pulververschwörung gegen das englische Parlament im Jahr 1605 vereitelt wurde –, wobei wir eine alte Hose, ein Hemd, eine Strumpfhose (für den Kopf) und jede Menge zerknülltes Zeitungspapier verwendeten. Dann fuhren wir die Gestalt auf einem provisorischen Gokart durch die Straßen und versuchten, von netten Nachbarn Geld für Feuerwerk zu ergattern. Doch damals war es eine gesellige Angelegenheit, ganz anders als das »Einfordern von Geld unter Drohungen«, zu dem »Süßes oder Saures« geworden ist. Gestern Abend ist es Haizum gelungen, eine Schar Teenager vor meiner Haustür zu verscheuchen, die sich als Zombies und Vampire verkleidet hatten, doch der Preis, den ich für ihren Abzug mit leeren Händen zahlen musste, war ein halbes Dutzend aufgeschlagener Eier auf meiner Windschutzscheibe.

Das Feuer braucht eine Weile, um richtig zu brennen. Ein paar Blätter sind feucht, und ich schüre die schwachen Flammen mit einem leeren Sack für Blumenerde. Meine Bemühungen werden mit einem plötzlichen Funkenregen und auflodernden Flammen belohnt. Oben am Schlafzimmerfenster schaukelt das Holzpferd sacht vor und zurück. Oder ist das nur eine optische Täuschung durch das vom Rauch gedämpfte Licht? Heute ist *Día de los Angelitos*. Tag der kleinen Engel. Der erste der drei Tage, an denen in Mexiko die Feierlichkeiten zum »Tag der Toten« begangen werden. Am *Día de los Angelitos* versammeln sich die Familien, um der verstorbenen Kinder zu gedenken. Sie laden ihre Geister zu Besuch und sie feiern ihr Leben, so kurz es auch gewesen sein mag. Und wir halten diesen Tag Jahr für Jahr ein.

Aber ich wünschte, wir müssten es nicht immer allein tun. Ich wünschte, wir könnten die Erinnerungen teilen, die glücklichen wie die traurigen. Alle »ersten Male«, die mich immer zum

Lächeln bringen, und alle »letzten Male«, bei denen ich zusammensacke und weine.

Ich habe nie den Mut aufgebracht, meine Familie und Freunde zu bitten, mir Gesellschaft zu leisten. Sie finden es vielleicht rührselig oder krankhaft, oder einfach nur schräg. Edward ist der Einzige, der wirklich Verständnis hat, und daher ist Edward der Einzige, der bei uns ist. Edward und Lord Byron, sein Hund. Ich baue meine *ofrenda* im Garten auf und dekoriere sie mit Totenköpfen aus Zucker, Laternen und Ringelblumen aus Papier. Erde, Wind, Feuer und Wasser werden durch Obst, Wimpel aus Seidenpapier, Kerzen und ein Glas Wasser symbolisiert, und um das Foto meines kleinen Engels stelle ich sein Lieblingsnaschwerk und Gebäck (Schokokekse und Doppelkekse mit Vanillecremefüllung) auf sowie das weiße Häschen. Das war sein Lieblingsspielzeug. Sein Schlaf tier, abgenutzt und kahlgeschoren von unzähligen Engelsküssen und Umarmungen mit pummeligen Ärmchen. Das Feuer flackert jetzt; Haizum blinzelt in die Flammen und schnüffelt den Rauch. Ich werde mit Edward und zwei Flaschen Wein hier am Lagerfeuer sitzen und das Schaukelpferd hinter dem Fenster kraft meines Willens zum Schaukeln bringen. Ich werde den Schleier zwischen mir und der Vergangenheit lüften und mich zwingen, mich zu erinnern. An alles.

Stunden später sind die Weinflaschen leer und mein Kopf ruht an Edwards Schulter, während wir uns nah an den glühenden Scheiten aneinanderkuscheln – das ist alles, was vom Feuer übriggeblieben ist. Meine Hände sind kalt wie die einer Leiche, aber ich bringe es nicht fertig, mich zu bewegen.

»Mascha?«

Edward flüstert sanft meinen Namen, aber ich reagiere nicht. Er streicht mir über das Haar und seufzt. »Sie schläft.«

Er verändert seine unbequeme Haltung und drückt dann einen Kuss auf meinen Kopf.

»Manchmal frage ich mich, mein Liebling, ob wir hiermit nicht den Kummer lebendig halten.«

Die Tränen dringen unter meinen Augenlidern hervor.

Haizum und Lord Byron haben schließlich der Versuchung nachgegeben und fressen die Vanillekekse.

5 Alice

Gegenwart

Alice überprüfte noch einmal das Stück Papier in ihrer Hand, um sicherzugehen, dass sie nichts vergessen hatte, bevor sie ihren Einkaufswagen an der Kasse leerte. Sie lächelte vor sich hin bei dem Gedanken, wie sich ihre Einkaufslisten im Lauf der Jahre verändert hatten, was die Verwandlung ihres kleinen Jungen in einen von Testosteron gepeinigten Teenager widerspiegelte. Nach den unzähligen Utensilien der Säuglingszeit hatte sich sein Bedarf auf eine überschaubare Speisekarte reduziert. Johannisbeersaft, Käsebällchen, Fischstäbchen und Shepherd's Pie. Er hatte fast alles gegessen, was sie kochte, bis auf Pilze und Kohlrüben, aber Fischstäbchen waren zweimal die Woche ein Muss gewesen. Wie sich die Zeiten geändert hatten! Fischstäbchen standen noch immer auf der Liste, aber die Fülle an Nahrungsmitteln wurde rasch durch ein breites Sortiment an Hygieneprodukten ersetzt. Deodorant, Gesichtswasser, Parfumspray, Creme gegen Akne und Einwegrasierer waren die neuen Renner. Rasierer! Wozu brauchte er die? Matties Haut war fast so glatt wie Alices. Vielleicht rasierte er sich die Beine.

Während sie den Inhalt ihres Einkaufswagens auf das Band legte, fragte sie sich, ob Mattie womöglich eine Freundin hatte. Er war erst dreizehn, aber heutzutage fingen die Kinder schon früh an. Alice war sechzehneinhalb gewesen bei ihrem ersten richtigen Kuss, und selbst damals hatte es ihr nicht sonderlich gefallen. Es war nach der Schuldisco gewesen, mit einem Jungen namens Gareth Bloodworth. Er hatte sie zur Bushaltestelle gebracht und geküsst, während sie auf die Linie 19 gewartet hatten. Sie wusste noch, dass es regnete und sie mit ihrer Strumpfhose am Sitz im Wartehäuschen hängengeblieben war und nicht gerade für Gareth geschwärmt hatte, aber gedacht hatte, zum Üben wäre er gut genug. Alle ihre Freundinnen waren bereits geküsst worden – sogar Deborah Dickey, die eine Zahnspange trug. Alice hatte sich allmählich zurückgesetzt gefühlt; nicht im Einklang mit dem Rest der Welt. Doch Gareth Bloodworth zu küssen hatte auch nicht geholfen. Es war nicht schrecklich gewesen, nur etwas enttäuschend – wie der Biss in einen mehligten Apfel. Und sie hatte die Augen offen gelassen. Sie hatte zugesehen, wie die Regentropfen an den schmutzigen Plastikwänden des Wartehäuschens hinunterrannen, während Gareth versuchte, seine Hand auf ihren Po zu legen.

»Brauchen Sie Hilfe beim Einpacken?«

Die junge Frau an der Kasse hatte lilafarbenes Haar und ein Nasenpiercing. Alice war sich sicher, dass »Courtney« – als die ihr Namensschild sie auswies – schon geküsst hatte, bevor sie sechzehneinhalb gewesen war. Bis dahin hatte sie wahrscheinlich auch schon Sex, eine Tätowierung und ein paar heftige Kater hinter sich gehabt.

»Nein, danke«, sagte Alice lächelnd. »Ich komm' schon zu recht.«

Sie schüttelte die Plastiktüten auf, die sie mitgebracht hatte, und begann, sie mit den Waren zu füllen, die Courtney gescannt und dann in halsbrecherischem Tempo in ihre Richtung geschoben hatte. Alice hoffte, Mattie würde seinen ersten Kuss nicht

mit einem Mädchen wie Courtney haben. Erst recht nicht mit einem wie Deborah Dickey. Courtney reichte ihr den Kassenbon und einen Rabattgutschein für Früchtetee und wünschte Alice daraufhin betont gleichgültig einen schönen Tag.

Ein bitterkalter Wind strich über den Parkplatz, und das Lenken des schwerbeladenen Einkaufswagens wurde zu einem trickreichen Manöver. Als sie ihren Nissan erreichte, drückte eine plötzliche Bö den Einkaufswagen gegen die Hecktür des Wagens, wobei die rote Lackschicht einen Kratzer abbekam. Alice fuhr mit dem Finger über die Delle, eher neugierig als besorgt. Der Wagen war ohnehin alt. Ein zuverlässiges Arbeitspferd. Solange er Mattie und sie sicher von A nach B brachte, solange Radio und Heizung funktionierten, war sie zufrieden. Als sie vom Parkplatz fuhr, hatte der Verkehr auf den Straßen zugenommen; Eltern holten ihre Kinder von der Schule ab. Mattie nahm den Bus, der zwischen ihrem Dorf und der höheren Schule am Rande der Stadt verkehrte. Kurz dahinter lichteteten sich die Häuser, Bäume und Felder tauchten am Horizont auf. Aus dem trüben Himmel fiel Graupel, der die schmutzige Windschutzscheibe verschmierte. Während die Scheibenwischer mühsam den Blick freigaben, fragte sich Alice, ob Mattie es ihr sagen würde, wenn er eine Freundin hätte. Sie schaltete das Radio ein, um Gesellschaft zu haben, und als die sanften Stimmen des Pop-Duos Charles and Eddie fragten »Would I lie to you?«, beantwortete Alice sich ihre Frage selbst. Natürlich würde er es ihr sagen.

Zwischen ihnen gab es keine Geheimnisse.

6 Mascha

Überall höre ich das Geräusch von tropfendem Wasser. Leise tropft es auf Gras und Erde, fest und hell platscht es auf Wege und Stein. Im sechzehnten Jahrhundert wandte man die chinesische Wasserfolter an, indem man den Opfern Wasser auf die Stirn tropfen ließ und sie dadurch in den Wahnsinn trieb. Tropf, tropf, tropf. Oder manchmal auch – tropf. Tropf, tropf. In unregelmäßigen Abständen, aber gleichbleibend qualvoll.

Heute Morgen legt sich feiner Nieselregen auf die Monumente und Mausoleen auf dem Friedhof, der Marmor glitzert und die Blätter der Stechpalmen schimmern. Und alles tropft.

Ich bin hier, um die Kinder zu besuchen. Nach einem arbeitsreichen Morgen mit Therapiestunden – ein Schlafloser, ein Hypochonder und ein Mann in seinen mittleren Jahren, der sich für die Reinkarnation von Liz Taylor hält – brauche ich ein wenig Ruhe und Frieden. In einer geschützten Ecke des Friedhofs im Schatten eines Nadelwäldchens »schlafen« die Kinder. Hier gibt es immer frische Blumen und frische Tränen. Windmühlen und Teddybären und glänzende Ballons aus Metallfolie. Das sind die herzerreißenden Andenken an eine abgebrochene oder, bei einigen, nie begonnene Kindheit. Bei dem Nieselregen könnte man fast glauben, es wäre ein Spielplatz. Die Kinder sind in ihrer Eile, dem Regen zu entkommen, hineingerannt und haben ihr

Spielzeug draußen liegen gelassen. Aber diese Kinder werden nie wieder zurückkommen. Emma Grace Spencer war erst drei Jahre alt, als sie starb. Das einzige Kind von Walter und Marie. Sie tanzte gern, und am liebsten aß sie Marmeladenbrote. Mit Erdbeermarmelade. Sie hatte ein Tigerkätzchen namens Popsy, und wenn Emma Grace kicherte, rümpfte sie die Nase. Ihre Eltern zogen an die Küste und eröffneten einen Teeladen. Sie konnten es nicht ertragen, weiter in dem Haus zu leben, in dem ihre Tochter gestorben war. Ich frage mich, ob sie jemals zurückgekommen sind, um das Grab mit den beiden kleinen, sich an der Hand haltenden Engeln zu besuchen. Emma Grace tanzte zu nah am Kamin, als ihr neues Kleid Feuer fing.

Es ist immer die Hölle auf Erden für die Eltern, die zurückbleiben. Billy Band war ein lebhafter Junge, immer zu Streichen aufgelegt. Oder, laut seinem Vater, ein »richtiger Schlingel«, und sein Augapfel. In Billys Grabstein aus Granit ist ein Fußball eingemeißelt, um uns alle Tore in Erinnerung zu rufen, die er in seinem kurzen Leben geschossen hat. Er war sieben, als er seinem Fußball auf der Straße nachjagte und von einem Brotlieferwagen erfasst wurde.

Man muss wissen, dass es meine Schuld war. Mein geliebter Sohn starb vor zwölf Jahren, sieben Monaten und elf Tagen, und es war meine Schuld. Er hatte wilde dunkelbraune Locken und Augen in der Farbe von Rittersporn. Ich habe noch immer den süßen Geruch seiner Haut in der Nase und spüre seine kleine, perfekte Hand in meiner. Fast alle sagen, es sei ein tragischer Unfall gewesen; ich könne mir unmöglich selbst die Schuld geben. Aber natürlich fühle ich mich schuldig. Jeden Tag.

Als ich mich von den Kindergräbern abwende, um den Hügel zum überwiegend polnischen Teil des Friedhofs hinaufzugehen, erschrecke ich vor einer kleinen Gestalt, die zwischen den Grabsteinen hindurchhuscht. Ein Junge in einem blauen Mantel hält einen schmuddeligen Teddybären an der Pfote und schwenkt ihn hin und her. Trauer kann die Pforte zu einem ganz eigenen Wahn

sein, und blitzartig überkommt mich eine verzweifelte, lächerliche Vorstellung. Mein kleiner Junge? Mein Magen verkrampft sich. Natürlich nicht. Er wäre inzwischen ein schlaksiger Jugendlicher, der gegen Akne, verrücktspielende Hormone und Liebeskummer ankämpft. Ich bin immer mit ihm hierhergekommen. Manche finden vielleicht, dass es ein eigenartiger Spielplatz für ein Kind ist, aber er war gern hier. Er plauderte mit den Engeln und Krähen und versuchte, die Eichhörnchen mit Pinienkernen zu füttern. Haizum hat das Kind entdeckt und zieht an der Leine, um es zu begrüßen. Ich halte ihn zurück und schaue mich nach der Mutter des Jungen um oder einem anderen Erwachsenen, aber niemand ist in Sicht. Als der Junge Haizum erblickt, quiekt er vergnügt und rennt auf ihn zu, rutscht auf dem nassen Gras aus und prallt mit dem Kopf gegen den Randstein eines Grabes. Ich helfe ihm auf die Beine und streiche sanft über die rote Stelle an seiner Stirn, wo eine Beule entsteht. Sein plötzliches Gebrüll ist ein Zeichen dafür, dass seine Angst größer ist als sein Schmerz, und ich wische ihm die Tränen von den Wangen und versuche, ihn zu trösten. Der Geruch seiner Haut und seine weichen Haare lassen mich dahinschmelzen, selbst nach all den Jahren. Wie kann es angehen, dass niemand auf diesen süßen kleinen Jungen aufpasst?

»Wo ist denn deine Mummy?«

Er schüttelt den Kopf und vergräbt sein Gesicht in seinem Teddybären. Ich stehe auf und schaue mich noch einmal um. Eine Frau mit einem Kleinkind im Buggy eilt laut rufend über den Mittelweg, in panischem Zickzackkurs, die Stimme schrill vor Angst.

»Jayden, du kleiner Lümmel! Wo warst du denn?«

Bei ihrem Anblick beginnt Jayden erneut zu jammern und streckt ihr beide Arme entgegen. Er wird mit einem Klaps auf den Po belohnt, dann folgt eine feste Umarmung, die ihm die Luft abschnürt. Die Frau schluchzt inzwischen ebenso wie ihr Sohn und sie bedeckt seinen Kopf mit wütenden Küssen.

»Er ist hingefallen und hat sich den Kopf angestoßen, aber ich glaube nicht, dass es etwas Ernstes ist.«

Ich gebe mir Mühe, dass kein anklagender Tonfall meine beschwichtigenden Worte Lügen straft, was mir wahrscheinlich nicht gelingt. Wo um alles in der Welt hat sie gesteckt? Mit gehetztem Blick schaut sie durch Tränen zu mir auf, aber ich glaube nicht, dass sie auch nur ein Wort verstanden hat, und als sich das Kleinkind im Buggy dazu entschließt, in den Chor einzufallen, ringe ich mir ein Lächeln ab und gehe, bevor ich etwas sage, was mir hinterher vielleicht leidtun wird. Aber ich kann nicht widerstehen, dem kleinen Jungen über den Kopf zu streichen. Dunkelbraune Locken. Ich gehe den Hügel hinunter zurück zum Tor, und als ich den Weg unten erreiche, höre ich sie noch immer weinen.

Als mein Junge starb, waren manche anscheinend der Meinung, meine Trauer sei unzureichend. Nicht laut genug. Aber Ertrinken ist eine stille Angelegenheit. Dem graumelierten Rettungsschwimmer Francesco zufolge sind Ertrinkende selten in der Lage, um Hilfe zu rufen; unfähig, zu schreien oder mit den Armen zu winken. Sie kämpfen zu sehr, nur um den Kopf über Wasser zu halten. Genauso war es bei mir. Ich hatte mich mit schrecklichen, aber notwendigen praktischen Dingen zu befassen, und ich hatte keine Kraft mehr, meine Trauer auf peinliche Weise öffentlich zur Schau zu stellen. Das Geschrei war laut genug, um die Mauern von Jericho zu Fall zu bringen – in meinem Kopf. Aber die Leute müssen Trauer sehen. Sie muss zutage treten, damit sie ihre Rolle einnehmen können; Tränen trocknen, Blumen schicken, Trost spenden, und wenn er noch so mager ist. Gleichmut verhindert Mitgefühl. Zu oft und zu bereitwillig als Kältherzigkeit missverstanden, bereitet er den Möchtegerntröstenden Unbehagen und kennzeichnet den Trauernden als eigentümlich. Unerreichbar.

Aber allein gelassen war ich eine Gefahr für mich selbst. Ich habe überlebt, wenn auch knapp. Und jetzt bin ich gefangen in einem Brandungsrückstrom aus Kummer, und dagegen anzugehen führt mich nirgendwohin. Der Kampf ist anstrengend, und

manchmal bedarf es all meiner Kraft, um mich einfach nur über Wasser zu halten. Ich mag den Menschen nicht, zu dem ich geworden bin, aber ich weiß nicht, wie ich ein anderer werden soll.

Haizum will unbedingt wieder zurück in den Park. Oft muss ich ihn auf dem Friedhof an die Leine nehmen, um ihn davon abzuhalten, Teddybären zu stehlen und auf Grabsteine und Blumenschmuck zu pinkeln. Er hat nur wenig Achtung vor den Andenken an die Verstorbenen, und kleine, flauschige Sachen kann man ihm nicht anvertrauen. Als wir an den Tannen am Tor vorbeikommen, binde ich ihn los, und er schießt davon wie ein »Dilldopp« (Wort des Tages – *etwas sehr Wildes*), um ein paar dicke Tauben zu jagen, die sich längst aufgeschwungen haben, wenn er sie erreicht. Ich darf allein weitergehen.

Das bin ich – allein. Ich habe kein Kind, daher bin ich keine Mutter mehr, und keinen Mann, daher bin ich weder eine Ehefrau noch eine Geliebte. Ich habe wunderbare Freunde, mit denen ich eng verbunden bin, aber niemanden, für den ich der Mittelpunkt der Welt bin, oder umgekehrt. Bis auf Haizum. Deshalb habe ich Angst vor dem Altwerden. Ich werde im Pflegeheim *Happy Endings* landen, weil niemand da sein wird, der sich meiner annimmt, und das ist wahrscheinlich genau das, was ich verdient habe.

Der Weg vom Tor ist übersät mit Kiefernzapfen, die von Eichhörnchen abgeknabbert und dann fallen gelassen wurden, in der Hoffnung, einen ahnungslosen Spaziergänger zu treffen. Die Krähen versammeln sich voller Vorfreude auf Sally, die ihnen ihr Abendessen bringt. Sie sind unruhig, schubsen einander und krächzen laut vor Hunger und Ungeduld. In einiger Entfernung sehe ich Sally in ihrem viel zu weiten Mantel heranschlurfen, wie ein Paket, das bereits vor seinem Eintreffen geöffnet wurde. Ich winkte ihr halbherzig zu, da ich mir nicht sicher bin, ob sie mich sehen kann oder wiedererkennt, und mache mich auf, Haizum zu folgen. Nachdem er sich von den Tauben verabschiedet hat, bellt er jetzt wütend einen hohen Baum an. Zweifellos blafft er ein Eichhörnchen an, das beim Fangen gemogelt hat, weil es auf

einen Baum verschwunden ist. Der Nieselregen wird stärker, und trotz Mütze, Schal und Mantel ist mir so kalt, dass ich friere. Vielleicht ist es der Gedanke an jene Teddybären, Blumen und Windmühlen, die im nassen Gras auf Kindergräbern liegen.